

Rudolf von Tavel - ein Dichter der alten Schweiz

Autor(en): **Adrian, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eingeschätzt zu werden, worin er von anderen Menschen absticht und sich unterscheidet, anstatt in eine formlose Masse eingeschmolzen zu werden. Wie es in ein und demselben Gewerbe Menschen gibt, die mehr oder Wertvolleres leisten als andere, wie es erbliche Vorzugseigenschaften und ungewöhnliche Veranlagungen gibt, so bestehen auch Hierarchien unter den Menschen, und diese müssen geachtet werden. Die sozialen Autoritäten bestanden v o r den politischen, und diese haben nicht das Recht, jene zu erdrücken.

Wir müssen uns nun heute fragen, ob der gegenwärtige, moderne Staat — der unsere, das Regime — diese ursprünglichen Rechte achtet, ob er die menschliche Person und die menschliche Gesellschaft achtet, wie sie von der Naturordnung ursprünglich begründet und von der Geschichte langsam entfaltet worden sind. Denn wenn der Staat sie nicht oder ungenügend achtet, kann er zwar noch gesetzlich, legal sein, hat aber seine Rechtmäßigkeit, seine Legitimität verloren.

Rudolf von Tavel — ein Dichter der alten Schweiz

von Walter Adrian

Es gibt heute noch Sänger, um die das Geheimnis webt, daß sie eine alte kostbare Gesangskultur, die sonst verloren gegangen ist, durch eine dem Laien unbekanntere Überlieferung noch immer besäßen. Und es gibt Geiger, in deren Tönen edel und wunderbar das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert mitklingt. Den Hörer befällt dann das Heimweh nach jenen musenfreundlicheren und poetischeren Zeiten. Den Dichter Rudolf von Tavel nun kann man zwar nach seiner Stimme oder seinem Instrument — es ist die patrizisch-berndeutsche Sprache — freilich nicht mit jenen Künstlern vergleichen; das Idiom ist doch zu wenig verklärt. Aber spricht uns aus seinem ganzen Wesen nicht etwas an, als ob hier ein Mensch noch

in der Grazie, der Gemütlichkeit und dem edelmännischen Heldentum des achtzehnten Jahrhunderts wurzelte? Die Sprache, die ganze Denkweise bezaubert uns durch eine natürliche Warmblütigkeit, mit der ein passé joli oder eine noch ferner liegende heroische Epoche vor uns hingestellt wird. Er versetzt uns nicht fernab. Als gälte es nahe Gegenwart, hebt Tavel seine Erzählungen jeweilen an. Das erste Gefühl des Lesers ist das eines vollkommen Heimischseins: geschichtliche Ferne wird zur menschlichen Nähe. Der Held — und wäre es auch ein Ritter wie Adrian von Bubenberg — tritt nicht mit einer Theatergebärde auf, und seine geharnischten Schritte tönen nicht auf einer hohlen Bühne wieder; nein, es ist unser Erdboden, und des Dichters erste Sorge ist, daß wir auch in den Heroen Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut erkennen und uns in ihrer Nähe wohl fühlen, als wären sie unsere täglichen Nachbarn. Besteht eine Gefahr der Banalität, der billigen Volkstümlichkeit, die den Großen herunterzieht, um ihn faßbar zu machen? Nein. Denn unmerklich adelt sich das Bild doch zur vollen menschlichen und dichterischen Höhe, wenn aus der vertrauten Umgebung die großen Schicksale und Aufgaben an den historischen Menschen herantreten. Es fehlt Tavel keineswegs an visionärer Kraft. Er weiß die Reformation, die Barockzeit, das Dixhuitième oft mit einem genialen Wurf vor uns hinzustellen. Man spürt die Momente der Erleuchtung; nur kleidet er sie ganz in greifbare menschliche Hülle und gibt ihnen lieber das Gewicht der bernischen Umständlichkeit mit, als daß er sie in dichterischer Ekstase frei ins Blaue flattern ließe. — Man braucht vielleicht nur das eine zu sagen: Nach seiner Herkunft ist Tavel bernischer Edelmann, und in seinem Blute lebt als zweite, innere Natur das Erschauen des Einst, als diese Geschlechter ihre Blütezeit hatten.

Vom Lebensgang Rudolf von Tavels weiß auch der treue Leser seiner Werke eigentlich wenig. Er lebte als Burger Berns in den Mauern der Stadt, nicht allzuviel in Gesellschaften oder in den Straßen gesehen, aber doch eine vertraute Erscheinung. Und wenn der Berner mit seinem starken Zuschuß von Philistertum sonst gewohnt ist, den Beruf eines Mannes ganz nach seiner bürgerlichen Brauchbarkeit zu taxieren, so besaß Rudolf von Tavel doch schon nach seinem Erstling genug Ansehen als Auserlesener, um von keinen Fragern belästigt zu werden. Er war der feine, geachtete Poet, den sich das Bürgertum in langem Zeitraum nur einmal und auch

dann nur in wirklich schlackenloser Form gefallen läßt. Bei ihm fiel das Bedenken, daß ein Berufsloser vom geraden Wandel abweichen könnte, völlig außer Betracht. In seinem Hause an der Schoßhaldenstrasse, das nicht ein eigentlicher Herrnsitz, aber doch stattliches Familiengut war, lebte er in vollkommen schlichter, aber auch vollkommen gediegener Noblesse. Die Wohnungen altbernischer Patrizier könnten wohl alle von diesem Lebensstil sprechen, der so reizvoll zwischen Bürgerlichkeit und Junkertum liegt; an Ahnenbildern, Paravents und echten Pendulen fehlt es in keiner dieser Familien. Aber Rudolf von Tavel war doch der einzige, der unbeschadet von den völlig veränderten Anforderungen unserer Zeit mit seiner Person selber noch dieses Ideal verkörpern konnte: mit keiner Faser ein Müßiggänger, und doch auch keiner Tagesfrohpflichtig. Das Schriftstellertum war hier Familienehrensache, eine Liebhaberei, die den Mann ganz und ernsthaft ausfüllte und doch nicht in den Werktag herabzog. In diesem Sinne hat Bern wohl noch nie eine so reine dichterische Erscheinung besessen und wird sie auch nicht mehr hervorbringen können. Denn wie sollte sich ein Kind unserer Tage noch diese noble Zurückgezogenheit wahren, ohne in Einsamkeit und unglückliches Grüblertum zu verfallen? Und auf der andern Seite: wer vermag sich überhaupt heute der Nötigung zum Kampf mit den Außendingen zu entziehen?

Es sind nahezu dreißig Jahre her, daß Rudolf von Tavel mit seinem Erstling « J ä g ä l l , s o g e i t s ! » hervortrat, jener köstlichen « l u s c h t i g e G e s c h i c h t u s t r u u r i g e r Z y t », die als Musterbeispiel wahren Humors gelten darf. Denn dieser Humor ist nicht bloße Zugabe zur Geschichte, sondern er ist das Licht, das vor einer großen politischen Tragödie steht und sie zu überstrahlen vermag. Gibt uns diese Tragödie, der Untergang des alten Bern, nicht gerade heute wieder besonders viel zu denken? Auch die schalkhafte Güte und Munterkeit, die überall dem Verderben die Dämonie zu nehmen vermag, diese liebe Diesseitigkeit, der gesunde Menschenverstand und das Herz, das auf dem rechten Fleck steht, wird der Gegenwartsmensch als ein wirkliches Göttergeschenk erkennen. Mit den Fortsetzungsbänden « D e r H o u p m e L o m b a c h » und « G ö t t i u n d G o t t e l i » zusammen ist Tavels Erstling denn auch zu einem wirklich klassischen Stück der Mundartliteratur geworden, ja die ganze Gattung hat von dorthier ihre entscheidenden Impulse empfangen. Man erkannte erst damals richtig die Werte der

Mundart. Bern war in jenen Jahren völlig bezaubert von Tavels Kunst; J. V. Widmann jubelte förmlich im «Bund», und es gab kaum ein gutes Haus, in dem die Geschichten nicht vorgelesen wurden. Man merkte, daß keine Locke, keine Schnupfdose zum genauen Bild der Franzosenzeit fehlte, man wandelte auf denselben Wegen und stand vor denselben Häusern, — es schien kaum etwas zu fehlen, daß man nicht selber in das galante oder heldische oder ulkige Geschehen mit hineingezogen wurde.

Die nächsten Werke waren ernster; der Gestalter großer Zeiten und Charaktere trat hier zum ersten Male hervor. Es waren die Erzählungen «*Der Stern von Buebeberg*» und «*D' Frau Kätheli und ihr Buebe*». Im sonnigen Glanze dann wieder die beiden Geschichten aus dem Lieblingsgebiet Tavels, der Zeit des Untergangs des alten Bern: «*D' Haselmus*» und der Fortsetzungsband «*Unspunne*». Seine eigentliche Höhe der dichterischen Kraft und des verantwortungsbewußten, vaterländischen Ernstes aber hat Tavel in seinen letzten Werken erreicht. Hier schaffte er aus einem hohen Gemeinschaftsgefühl heraus, das im Volk die ewig gleiche und ewig junge Manneskraft erkannte und mit Hodlerischer Wucht in großen Gestalten vorführte. Immer fühlen wir: es ist unser Volksstamm, unser Vaterland. An der Heldengröße Bubenbergs, am leidenschaftlichen Wollen Niklaus Manuela nehmen wir Anteil wie an einem Bruderschicksal. Tavel weiß so zu erzählen — auch in seinen größten Momenten — daß wir spüren: es liegt uns selber noch im Blute. Die Burgen der Alten sind nicht bloße Schaustücke; man kann darin wohnen mit Gesinde und Haustier. Wenn sie in den Kampf ziehen, so meinen wir selber nach der Hellebarde greifen zu müssen, und wenn sie im Rate tagen, so geben wir unsere Stimme mit ab, das Wohl des Landes erwägend. Über die Jahrhunderte hinweg sucht der Geist unser aller Aufgabe, unser Sehnen, unsere Bestimmung.

Ein erstes Werk aus diesen reifen Meisterjahren des Sechzigers ist «*Der Frondeur*», der das abenteuerliche Leben eines starksinnigen Berners während der Barockzeit erzählt. Der bunte Gang dieses Schicksals führt bis nach Venedig, auf die Galeeren, unter die Bleidächer. Das Wunder des wandernden Soldatentums, die Phantastik eines Lebenslaufs in prunkliebender, kriegerischer Zeit hat Tavel nie machtvoller geschildert als hier. «*Veteranezyt*» liegt unserer Zeit weit näher; der siebziger Krieg bildet den

Abschluß einer Geschichte, die einen Herrschaftskutscher in den Mittelpunkt des Geschehens stellt. Das Gesinde fehlte auch in den Patrizierromanen Tavel's nicht. In der «Veteranezyt» aber ergeben sich daraus neue Möglichkeiten der Charakterzeichnung; dieser prachtvoll rassige Kutscher mit seinem bald demütigenden und bald mannhaft schönen Schicksal gewinnt ganz von selbst menschlich den Vorsprung vor den Aristokraten. — Neben den Novellenbänden «Am Kamin für» und «Schweizer daheim und draußen» (der letztere in Schriftsprache) schrieb Tavel noch mit «Ring i der Chetti», die Lebensgeschichte Adrians von Bubenberg, und mit «Meischer und Ritter» den Roman von Niklaus Manuel. Es sind die Bände, die die schweizerische Leserwelt und Presse in jüngster Zeit beschäftigt haben und auch dem Leser der Rundschau hinreichend bekannt sein dürften. Tavel hat sich mit diesen Werken auch den zürcherischen und ostschweizerischen Leserkreis erschlossen. Man erkannte, daß es sich nicht um eine lokalbernerische Angelegenheit und eine mundartliche Delikatesse oder Kuriosität handelte, sondern um einen jener Männer, die den großen dichterischen oder malerischen Stoffen unseres Landes eine letzte und immergültige Form geben. Man vergißt die historische Kleinarbeit, die ungeheuer gewesen sein muß, völlig über dem lebendigen Ganzen. Er hat die Mühsal ganz sich selber aufgeladen und macht uns nur das Geschenk; das Geheimnis der dichterischen Transsubstantiation (wenn man so sagen darf), das eine unermüdlige menschliche Güte dem Leservolk gegenüber verlangt, tritt ergreifend hervor. Ach, was wissen wir denn! Wird es ihn, den Schweizer, nicht immer und immer wieder eine große Überwindung gekostet haben, sich die didaktische Ader, das Predigenmüssen — es meinen in der Schweiz ja schon viel schwächere Talente, sie müssen andere bessern und strafen — zu unterbinden! Er hat die Last auf sich genommen, uns zuliebe und zu unserm Ergötzen, alles in schönes dichterisches Bild zu wandeln. Wer ihn kannte, der weiß um die strenge Zucht, die er sich — und eben nur sich — auferlegte. Darum ist es ein so gastliches Dabeisitzen, wenn er uns einlädt ins achtzehnte Jahrhundert oder in die Reformation.

Tavel's Werk gehört nicht zu den Erscheinungen, die morgen vergessen sind.